

wäre interessant zu fragen, ob beide als gleich bedrohlich gewertet werden), die den männlichen oder weiblichen Protagonisten der Geschichten das Leben schwer machen, die sich aber mit Hilfe "magischer", selbst produzierter oder virtuos gehandhabter Objekte und Worte (folglich kultureller Errungenschaften) solcher Kräfte zu erwehren wissen. Vor allem dieser Part dürfte auch für sozial- und religionsethnologische Forschungen von Interesse sein, da es an gehaltvollen Informationen zur alten Religion und Mythologie der Khoekhoen mangelt.

Der Auflistung dieser Kräfte einer anderen Welt folgt die Analyse von Struktur und Handlung der Geschichten, der Vergleich von Nama-Erzählungen mit Varianten derselben Geschichten der namasprachigen Damara und schließlich der Vergleich von Nama/Damara "magic tales" mit denen der San – insbesondere ihrer Tricks-tergeschichten, die die Autorin von den bei den Nama bekannten Haiseb-Trickstergeschichten strikt unterscheiden wissen möchte. Es folgt der Vergleich mit entsprechenden Erzählungen der bantusprachigen Herero. Im letzten Teil geht die Autorin noch einmal der Frage nach, ob es "magic tales" in Afrika gibt und stellt einen Vergleich mit europäischen Zaubermärchen an. Deren beliebtestes Sujet – die Geschichte vom tapferen jungen Mann, der in fernen Landen alle möglichen Abenteuer bestehen muss, bevor er die schöne Prinzessin heiraten darf und große Mengen an Reichtümern oder gleich ein ganzes Königreich erhält – ist in afrikanischen Heldengeschichten unbekannt. Bezeichnend sind die Unterschiede: der Lohn für die Beherrschung übernatürlicher Kräfte ist nicht materieller Gewinn, sondern wiedererwecktes soziales Leben, und am Ende – wenn sie nicht gestorben sind – steht kein glückliches Ehepaar, sondern ein Geschwisterpaar. Große Übereinstimmungen gibt es jedoch bei den Geschichten von Menschenfressern und anderen böswilligen Wesen, die (fast) immer unschuldige Frauen bedrohen, welche nur durch die mutigen Taten tapferer Männer gerettet werden können. Auch die Geschichten vom guten und vom schlechten Mädchen zeigen auffällige Parallelen, wobei die Autorin jedoch eine Entlehnung von europäischen Quellen für wenig wahrscheinlich hält und eher auf "very ancient African traditions" schließt, die Seite an Seite mit westlichen Erzähltraditionen "since time immemorial" (311) bestanden haben. Zum Alter dieser Geschichten lassen sich für das südliche Afrika jedoch keine genauen Angaben machen. Unter den in Ameib bei Karibib entdeckten Felszeichnungen findet sich immerhin ein Bild (wiedergegeben in der Titlei des Buches), das als "Geisterkampf" bekannt wurde und entfernte Ähnlichkeit mit einigen der heute noch bekannten Motive aufweist. Die Zeichnung ist 2000 bis 4000 Jahre alt. Die Zaubermärchen Europas müssten daher jüngeren Datums sein. Die Autorin kommt daher zu dem Schluss, dass afrikanische "magic tales" nicht als isolierter Bereich betrachtet werden sollten, weil die Verbindung zum internationalen Erzählgut größer sein könnte als bisher vermutet.

Dieses insgesamt mehr als 500 Seiten umfassende Buch ist wissenschaftlich zweifellos ein beeindruckendes Werk, das für alle Erzählforscher eine wahre Fundgrube

sein wird. Den ersten drei Teilen des Buches ist ein rund 200 Seiten starker Anhang mit einer detaillierten Motivanalyse aller nachgewiesenen Varianten der zur Rubrik "magic tales" gerechneten Erzählungen (einschl. der bereits früher publizierten), ein Motivindex (nach Stith Thompson) sowie ein Sachindex und eine ausführliche Bibliographie beigefügt. Verlegerisch in bewährter Weise vom Köppe Verlag betreut ist das Buch auch im Hinblick auf Satz und Layout handwerklich gut gemacht. Ziel der Autorin ist es, nicht nur einen Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung afrikanischen Erzählgutes zu leisten, sondern zugleich zum Erhalt des kulturellen Erbes Afrikas beizutragen. Das dürfte ihr gelungen sein, und auch die an solchen Geschichten stets interessierten namibischen Khoekhoen werden ihre Arbeit sehr zu schätzen wissen.

Sabine Klocke-Daffa

Silverman. David J.: Faith and Boundaries. Colonists, Christianity, and Community among the Wampanoag Indians of Martha's Vineyard, 1600–1871. Pbk. ed. Cambridge: Cambridge University Press, 2007. 303 pp. ISBN 978-0-521-70695-7. Price: £ 17.99

Auf 290 Seiten schildert David J. Silverman chronologisch den historischen Werdegang der Martha's Vineyard Wampanoag. Während einesurlaubes auf der gleichnamigen Insel südlich von Cape Cod, dem US-Bundesstaat Massachusetts, fand er Spuren indigener Bewohner, Algonkin, die anscheinend eine jahrhundertlang andauernde Koexistenz mit ihren englischen Nachbarn geführt haben. Seinem Erstkontakt folgten ausführliche Recherchen, die nun in dieser gedruckten Ausgabe vorliegen. Neben einem Abbildungs-, Literatur- und Quellenverzeichnis veranschaulichen Statistiken Silvermans Aussagen. Ein Stichwortregister am Ende der Publikation ermöglicht eine gezielte Suche nach den wichtigsten Namen und Begriffen im Text.

Silverman skizziert in seiner Einleitung anhand Epenows Lebensgeschichte, eines um 1611 nach Europa verschleppten Wampanoag, die frühe Kontaktphase zwischen Engländern und Indigenen der Atlantikküste Neuenglands. Anscheinend symptomatisch kam es zwischen den Siedlern und der indigenen Bevölkerung zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, die zur Vertreibung oder Vernichtung ganzer Stämme führten. Auch christliche Missionsversuche, ob in Neufrankreich durch Jesuiten oder in Pennsylvania durch Herrnhuter, endeten fast immer in einem Fiasko. Diesem gängigen Bild stellt Silverman in den folgenden 7 Kapiteln die Vineyard Wampanoag gegenüber, die bis ins 20. Jahrhundert hinein eine Sonderrolle einnehmen sollten. Der weiträumig gefasste Überblick der ersten Kontaktphase zwischen den unterschiedlichen europäischen Nationen und Indigenen ermöglicht dem Leser die folgende Ausführung in einem breiteren Kontext zu sehen.

Im ersten Kapitel "Here Comes the Englishman" beginnt Silverman mit der Schilderung der erstaunlichen Geschichte der Vineyard Wampanoag, als sie 1638 mit Thomas Mayhew, einem Engländer, in Kontakt traten und ihm Land verkauften. In Hiacoomes, einem Wam-

panoag ohne hohen sozialen Status, fand Mayhew einen geeigneten Mittler zwischen den Kulturen, der die christliche Lehre unter den Seinigen verbreiten sollte. Mayhew passte die christliche Lehre den indigenen Vorstellungen an, indem er Äquivalente für Kulturhelden wie Moshup suchte, um anschließend die alte Elite, Sachems und Schamanen oder Erbhäuptlinge und religiöse Spezialisten, ihres Einflusses zu berauben. Dabei setzte er den christlichen Gott als Urheber aller Manitous ein, während er Cheepi, einen Unterweltbewohner, zum Teufel degradierte. Diesen Neuerungen standen meist die religiösen Spezialisten, wie in allen Regionen der Welt, ablehnend gegenüber. Doch neue Krankheiten, denen die indigene Bevölkerung schutzlos ausgesetzt war, während ihre kolonialen Nachbarn scheinbar unberührt blieben, führten zur Abkehr von der traditionellen Vorstellung. Sehr ausführlich beschreibt Silverman diesen Zeitraum. Hierbei wird deutlich, dass sich der Autor sorgfältig mit den frühen Quellen befasst hat.

Im zweiten Kapitel "To Become All Things to All Men" widmet sich der Autor eingehend der Missionierung und ihrer Folgen für die Küsten-Wampanoag. Mayhew erlernte nicht nur die indigene Sprache, sondern er ließ auch religiöse Texte in indigener Schrift drucken und verteilen. Zur Bildung errichtete er eine Schule mit indigenen Hilfslehrern, welche die Jugend bilingual erzogen. Nach seinem Tod führte dessen Vater die Mission fort. Zum einen müssen die internen Glaubensstreitigkeiten zwischen Freikirche und Baptisten geklärt werden, zum anderen fehlen noch immer wichtige Äquivalente für das Verständnis christlicher Glaubensvorstellungen wie Dreifaltigkeit, Sünde und Hölle. Weitere Akkulturationen schildert Silverman, wenn er die Begräbnisriten beleuchtet. So wurde nicht mehr der Leichnam, sondern der Sarg gerötelt. Aber auch in Kleidung und Subsistenz zeichnete sich der Wandel ab. Die Männer trugen nun die Haare kurz und sollten den Boden bebauen, anstatt Wild im Wald zu jagen. Mit diesem friedlichen Wandel nimmt zweifelsohne Martha's Vineyard eine Sonderstellung in Amerikas Geschichte ein. Als Gründe hierfür nennt Silverman die indigene Prophetie, welche das Christentum als Rückbesinnung auf ihre Wurzeln sieht, Vineyards geographische Isolation mit ihrer überwiegend indigenen Bevölkerung, die guten Erfahrungen mit Kolonisten wie Mayhew und der fehlenden Partizipation am Pelzhandel sowie die fehlende Konkurrenz mit einer weiteren Kolonialmacht. Charakteristisch für den Mikrokosmos ist, dass Hiacoomes der erste indigene Prediger werden sollte. Wieder beweist Silverman seine fundierten Kenntnisse über die frühe Kolonialphase, indem er vereinzelt Parallelen zu anderen indigenen Gruppen wie den Delaware aufzeigt, die ebenfalls mit englischen Missionaren in Kontakt traten.

Mit dem dritten Kapitel "The Lord Tests the Righteous" konzentriert sich Silverman auf den Vorabend des "König Philip Kriegs" und seine Folgen. Nachdem König Charles I. 1649 den Thron bestiegen hatte, erlangten die Kolonien ein erhöhtes Interesse im Mutterland. Der König minderte den Einfluss der Puritaner, erließ verbindliche Rechtsgrundlagen und setzte ein neues Verwaltungs-

system ein. Dadurch wurde Mayhew Gouverneur und oberster Magistrat in Martha's Vineyard. Vordringende Siedler stellten für die Indigenen eine Ressourcenbedrohung dar. Ihre Felder wurden von umherstreifendem Vieh verwüstet und Jagd sowie Fallenstellen verboten. Neben den Einschränkungen beanspruchte die koloniale Verwaltung die Gerichtsbarkeit für sich, ein klarer Affront gegen das Amt eines Sachems. Zudem führten ständig schwindende Mitgliederzahlen zu geringeren Abgaben, welche die Sachems umverteilen mussten, weshalb sie gezwungen waren, Land zu verkaufen, um ihre Aufgaben zu erfüllen. Diese Entwicklung mündete schließlich im "König Philips Krieg", einem Aufstand der landeinwärts lebenden Wampanoag. Vineyards Wampanoag, meist Konvertiten, verweigerten Philip ihre Gefolgschaft. Indessen standen sie Mayhew und den Kolonisten bei. Trotz ihrer Verdienste sahen auch sie sich einem verstärkten Misstrauen ausgesetzt. Nach der Niederlage Philips flohen viele Wampanoag nach Neufrankreich, um ihren Häschern zu entgehen, während die verbliebenen dem Vorbild der Martha's Vineyard Wampanoag folgten. Dadurch stiegen sie zur neuen indigenen Elite auf. Noch konnte Mayhew den Sonderstatus wahren, aber schon die Rassengesetzte Massachusetts von 1705 kündigten die bevorstehende Entwicklung an. Zweifelsohne hätten weitere Vergleiche mit anderen indigenen Gruppen Nord- und Mesoamerikas, die mit denselben Entwicklungen konfrontiert waren, den Rahmen des Kapitels gesprengt.

Das vierte Kapitel "Deposing the Sachem to Defend the Sachemship" beschreibt den Wandel vom traditionellen Erbhäuptlingtum zur kollektiven Verwaltung. Ausführlich untersucht Silverman alle vier Sachemtümer, Takemmy, Nunnepog, Aquinnah und Chappaquiddick auf Martha's Vineyard. Alle ereilte mehr oder minder dasselbe Schicksal. Um Güter umzuverteilen, benötigten die Erbhäuptlinge ihren Tribut. Durch rückläufige Mitgliederzahlen, bedingt durch Krankheiten oder Konversion, sanken aber auch die Abgaben. Ohne Ressourcen wie Pelz oder *wampum* (Muschelschalen) konnten sie deshalb nur auf das kollektive Land zurückgreifen, das sie als Schuldner an die kolonialen Geldgeber verkaufen mussten. Zudem verloren sie ihre Privilegien wie die Waljagd an die Gläubiger. Aquinnah nahm eine Sonderstellung ein, da schriftkundige Mitglieder Verträge nach englischem Vorbild aufsetzen ließen. Doch schon am Beispiel Chappaquiddicks zeigt sich, dass diese nur von Dauer waren, wenn sie den Interessen der Siedler nicht im Wege standen. Nach einem Pyrrhussieg folgte der Landverkauf, um die anfallenden Gerichtskosten zu begleichen. Diese Entwicklung nötigte schließlich die indigenen Gemeinden dazu, sich ihrer Sachems zu entledigen, um die verbliebenen Landstücke zu erhalten. Silvermans ausführliche Beschreibung von Besitzrechten der Sachems führt unweigerlich zur Fragestellung nach einem Vergleich mit dem indigenen "Adel" der Nordwestküste. Im Sinn der ersten Kapitel wäre damit der regionale Raum wieder weit gefasst gewesen.

Im Folgenden, dem fünften Kapitel "Leading Values", stellt Silverman exemplarisch für die neue schrift-

kundige Elite Hossueit vor, einen charismatisch religiösen Führer Aquinnahs. 1746 wurde die Selbstbestimmung der verbliebenen drei Gemeinden Aquinnah, Chappaquiddick und Christiantown, dem Rest des einstigen Sachemtums Takemmy, der kolonialen Verwaltung unterstellt. Damit endeten aber nicht die Probleme, mit denen Hossueit konfrontiert war. Musste er zum einen zwischen den traditionellen und reformatorischen indigenen Lagern einen Konsens finden, so drohten externe Gefahren von indigenen Profiteuren, korrupten Autoritäten und vorstoßenden Siedlern. Als cultural broker, der zwischen den Kulturen vermittelt und die mehrheitlichen Interessen der Indigenen vertritt, nutzte er die Kirchengemeinde als letztes Refugium für die eigenen Interessen. Dennoch wurden viele Wampanoag zu unfreien Lohnarbeitern, um ihre Schulden durch den Erwerb europäischer Güter zu tilgen. Chappaquiddick und Christiantown sahen als einzigen Ausweg aus der Schuldenfalle weiteren Landverkauf, während Aquinnah durch Hossueits Diplomatie sogar verlorene Ländereien nach Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs wiedererlangen konnte. Doch schon wurden neue Stimmen laut, die forderten, dass sich die indigene Bevölkerung an den Kriegskosten beteiligen sollte, ohne aber die Bürgerrechte zu genießen. In diesem Kapitel hätte der Autor auf andere charismatische indigene Persönlichkeiten verweisen können, die eher bekannt sind als Hossueit, wie etwa Joseph Brant bei den Irokesen. Damit wäre es Silverman möglich gewesen, diese scheinbar für die Wampanoag einmalige Situation, einer neuen schriftkundigen Elite als universelles Phänomen zu beschreiben.

Sechstes Kapitel "The Costs of Debt": Der aufkeimende Rassismus diffamierte die Indigenen als Alkoholiker oder wilde Mörder, die zum Schutz der Mehrheitsgesellschaft besser aussterben sollten. Nicht nur Wampanoag, sondern auch andere indigene Bewohner der jungen USA verdienten ihren Lebensunterhalt als Walfänger, Erntehelfer oder unfreie Arbeitskräfte in kolonialen Haushalten. Für Nahrung, Kleidung, Medizin oder gar neue Beerdigungsriten mussten sie hohe Kosten entrichten, die sie in ein ungewolltes Abhängigkeitsverhältnis führten. Nicht selten verkauften Eltern ihre Kinder, um ihre Schulden zu begleichen oder aber um ihren Kindern eine bessere Erziehung zu ermöglichen. Das soziale Gefüge geriet ins Wanken, da die wichtigen sozialen Kontakte fehlten, um etwa die Muttersprache zu pflegen. Die zurückgebliebenen Frauen suchten sich Männer aus der untersten gesellschaftlichen Schicht, da sie per Gesetz keine Weißen heiraten durften, obwohl es trotzdem Liebschaften gab. Mit diesem Kapitel leistet Silverman einen wichtigen Beitrag zur Situation der Küsten-Algonkin nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg.

Im siebten Kapitel "Newcomers und Strangers" pointiert Silverman den Einfluss Schwarzer und Mulatten auf die indigenen Enklaven im 19. Jahrhundert, in dem die Rassenideologie ihren Zenit erreichte. Haut- und Haarfarbe wiesen den Bewohnern ihren Platz in der Gesellschaft zu. Zwar heirateten nur wenige indigene Frauen Schwarze, deren potentielle indigene Partner fernab der Heimat als Walfänger oder Soldaten arbeiteten, doch

reichte das aus, um die Angst vor Überwanderung unter der traditionellen Elite zu schüren. Vor allem fürchtete sie, ihren indigenen Sonderstatus zu verlieren, da schwarze Merkmale den eigenen Status in Frage stellten. Erst nach dem Bürgerkrieg erhielten alle US-Bewohner per Gesetz das Bürgerrecht, obschon es noch ein Jahrhundert dauern sollte, bis de facto Gleichberechtigung galt. Dieser Konflikt zwischen eingeeirateten Fremden und Eingesessenen führte zum Ende des indigenen kollektiven Landbesitzes. Chappaquiddick und Christiantown lösten sich als Gemeinden auf, während Aquinnahs Kerngemeinde Gay Head durch seine geographisch isolierte Lage sowie seine "niedere" Bevölkerung vor neuen Siedlern bewahrt blieb. Als letzter Ausdruck der Identität galten Kenntnisse von Land, Handwerkstechniken sowie Mythen und Geschichten, die oral tradiert wurden. Hatten die Gay Head Wampanoag einen Teil ihres Landes bewahren können, so waren sie nicht davor gefeit, die rassistische Ideologie zu übernehmen. So hörte man noch im frühen 20. Jahrhundert, dass es keine Schwarzen unter ihnen gäbe, sondern es sich eher um die Nachfahren einer "verhexten" Indigenen handele. Bis heute wird der indigene Rassismus in der Wissenschaft all zu häufig ausgeblendet oder geschickt umschifft. Silvermans Beitrag zeigt, dass man sich objektiv des Themas annehmen kann.

Abschließend fasst der Autor in "Fencing In, Fencing Out" seine Arbeit zusammen. Hierbei betont er die glücklichen Zufälle der Geschichte, wie das Zusammenreffen mit den Mayhews, bevor er die unterschiedlichen politischen wie religiösen Linien in den Neuenglandstaaten herausarbeitet. Bergen diese Tatsachen Vorteile, so auch freilich Nachteile, da es keine einheitliche ideologische, zeremonielle Basis für eine friedliche Koexistenz gab.

David J. Silverman hat mit der hier vorgelegten Ausgabe von "Faith and Boundaries" ein wichtiges Grundlagenwerk für die Küsten-Wampanoag von Martha's Vineyard geschaffen. Deutlich wird vor allem in den ersten Kapiteln seine hervorragende Kenntnis der historischen Quellen. Viele Wampanoag werden namentlich erwähnt, herausragende oder für die Geschichte bedeutende Indigene näher dargestellt. Sehr differenziert und ausführlich versucht er diese Vorgehensweise vom 17. bis zum 19. Jahrhundert beizubehalten. Dabei wird der Leser immer wieder mit der scheinbar aussichtslosen Lage der Wampanoag konfrontiert, wie schon Mayhew zu berichten wusste: "The greatest number of our English neighbours are continually observing how very wicked the Indians are, and exclaiming against them as if all the sin of the world were got into them, and will hardly own that there is one good among them, and to speak a word for them is made a matter of reproof unto any that shall be so bold as to venture to do it" (200f.).

Mit Silvermans differenziertem Blick werden aber auch einzelne Details geschildert, die dem Leser andernfalls entgehen würden. Deutlich wird etwa, dass sich die akkulturierten Indigenen der Atlantikküste im Rahmen der Indianerkriege im Westen rechtfertigen müssen, als Indigene anerkannt zu werden. Ebenso hat die indigene